

PROSPER MÉRIMÉE

EINE PARTIE BRETT

Nach der Ausgabe:

Prosper Mérimée

Eine Partie Brett

Aus: Prosper Mérimée, Ausgewählte Novellen


Ins Deutsche übertragen von Richard Schaukal

Georg Müller Verlag, München und Leipzig, 1908

ngiyaw eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2017 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H - 5093 Vezeşeny
ngiyaw@gmail.com - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Microsoft Word
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

Prosper Mérimée

Eine Partie Brett

EINE PARTIE BRETT (1830)

OHNE Regung hingen die Segel, an die Masten geschmiegt. Das Meer war glatt wie ein Spiegel; die Hitze war erstickend, die Windstille zum Verzweifeln.

Auf einer Seereise sind die Mittel zur Unterhaltung, die die Insassen des Schiffes einander zu bieten imstande sind, bald erschöpft. Man kennt einander zu gut, wenn man vier Monate zusammen in einem hölzernen Hause verbracht hat, das 120 Schritte lang ist. Da kommt der erste Leutnant; was er euch erzählen wird, wisst ihr im voraus: zunächst von Rio de Janeiro, wo er ausgelaufen ist; dann von der berühmten Brücke von Essling, deren Anfertigung durch die Seeleute der Garde er angewohnt hat, gehörte er doch dazu. Nach 14 Tagen schon kennt ihr seine Lieblingsausdrücke, sogar die Redezeichen, die er anwendet, seine Stimme bis auf ihre wechselnde Klangfarbe. Wann hat er's je unterlassen, voll Trauer innezuhalten, sobald er zum erstenmal in

seiner Erzählung die Worte: »Der Kaiser« ausgesprochen hatte! »Wenn Sie ihn damals gesehen hätten!!!« (Drei Ausrufungszeichen.) Immer wieder muss er das hinzufügen. Und die Geschichte vom Trompeterpferd, und die Kugel, die abprallt und eine Patronentasche mitnimmt, darin sich Gold und Edelsteine um mehr als 7500 Franken befanden, und so weiter und so weiter! Der zweite Offizier ist ein grosser Politiker; alle Tage muss er sich über die letzte Nummer des Constitutionnel auslassen, die er von Brest mitgenommen hat, oder, wenn er die Höhen der Politik verlässt, um zur schönen Literatur hinabzusteigen, wird er euch mit der Zergliederung der Posse unterhalten, die er zuletzt hat spielen sehen. O du mein Gott! . . . Der Zahlmeister war der glückliche Besitzer einer wirklich interessanten Geschichte. Wie hat er uns das erstemal durch die Erzählung seiner Flucht aus dem Ponton von Cadix entzückt! Aber bei der zwanzigsten Wiederholung ist es wirklich nicht mehr auszuhalten . . . Und die Fähnriche, die Kadetten! Bei der Erinnerung an ihre Unterhaltung steht mir das Haar zu Berge. Von allen noch am wenigsten langweilig ist gewöhnlich der Kapitän. In seiner Eigenschaft als unumschränkter Befehlshaber steht er mehr minder mit dem ganzen Stab insgeheim auf

Kriegsfuss; über seine Plackerei, seine Sucht, gelegentlich den Unterdrücker zu spielen, kann man wenigstens schimpfen, was immerhin ein Vergnügen ist. Besitzt er überdies irgendwelche seinen Untergebenen lästige Eigenheit, so gewährt es doch einige Genugtuung, den Vorgesetzten lächerlich zu finden, und das ist ein kleiner Trost

Ich war Passagier eines Schiffes, dessen Offiziere die besten Leute von der Welt vorstellten. Es waren insgesamt brave Kerle, die einander wie Brüder liebten, sich aber auch um die Wette langweilten. Der Kapitän war die Sanftmut selbst, was als besondere Seltenheit hervorgehoben zu werden verdient, nicht die Spur von einem Plaggeist. Nur mit Widerstreben und Bedauern liess er, wenn es sein musste, seine Macht fühlen. Nichtsdestoweniger ward mir die Oberfahrt unerträglich lang, endlos insbesondere schien mir die Dauer der Windstille, die wenige Tage nur, ehe wir Land sahen, eingetreten war.

Eines Tages nach dem Mittagmahl, das wir aus Mangel an anderweitiger Ablenkung nach Menschenmöglichkeit auszudehnen uns bemüht hatten, waren wir alle auf dem Verdeck versammelt und erwarteten das bei aller Einförmigkeit zur

See doch immer grossartige Schauspiel des Sonnenuntergangs.

Einige rauchten, andre lasen zum zwanzigsten Mal einen der dreissig Bände unsrer armseligen Bibliothek; alle gähnten, dass ihnen die Augen übergingen. Ein Fähnrich, der neben mir sass, unterhielt sich mit einem Ernst, der der wichtigsten Angelegenheit würdig gewesen wäre, damit, dass er den Dolch, der zur Dienstuniform der Marineoffiziere gehört, mit der Spitze nach unten auf die Planken fallen liess. Es ist das eine Zerstreuung wie eine andre, erfordert überdies einige Geschicklichkeit, denn die Spitze soll immer schön senkrecht ins Holz treffen.

Mich wandelte die Lust an, ein gleiches zu tun, und da ich keinen Dolch bei mir trug, wollte ich den des Kapitäns borgen; aber er schlug es mir ab. Die Waffe wäre ihm ganz besonders teuer, und er würde es nicht über sich bringen, sie zu einem so nichtigen Vergnügen benützt zu sehen. Der Dolch hätte einst einem braven Offizier gehört, der leider im letzten Kriege gefallen sei.

Ich erriet, dass eine Geschichte folgen sollte, und ich täuschte mich nicht Ohne sich bitten zu lassen, fing der Kapitän an; die Offiziere, die uns umstanden und die sämtlich die traurigen

Schicksale des Leutnants Roger schon auswendig kannten, verzogen sich gleich vorsichtig.

Der Bericht des Kapitäns lautete ungefähr folgendermassen:

Als ich Roger kennen lernte, war er um drei Jahre älter als ich. Er war Leutnant, ich Fähnrich. Er war, wie ich aus vollster Oberzeugung sagen kann, einer der aller- tüchtigsten unsrer Offiziere, im übrigen ein Herz wie Gold, geistvoll, gebildet, reich begabt, mit einem Wort ein reizender junger Mann. Unglückseligerweise war er ein wenig stolz und empfindlich, was, wie ich glaube, dem Umstand zuzuschreiben war, dass er als ein natürliches Kind beständig die Besorgnis hegte, seine Geburt könnte seiner gesellschaftlichen Achtung Eintrag tun; aber, die Wahrheit zu sagen, der grösste von allen seinen Fehlern war ein heftiges Verlangen, stets und überall, wo immer er sich befand, der erste zu sein. Sein Vater, den er niemals gesehen hatte, erfolgte ihm eine Rente, die hingereicht hätte, mehr als bloss seine Bedürfnisse zu decken, wenn Roger nicht die Freigebigkeit selbst gewesen wäre. Alles, was er besass, gehörte seinen Freunden. Wenn er sein Vierteljahrsgehalt behoben hatte, da kam es nur darauf an, dass ihn einer mit trauriger Miene aufsuchte, so hiess es gleich: »Na, Kamerad, wo

fehlt's denn? Du siehst mir nicht danach aus, als ob es in deinen Taschen, wenn du daraufschlägst, allzu fröhlich klimperte; meine Börse steht dir zur Verfügung, bediene dich und komm mit mir essen.«

Eine junge Schauspielerin kam nach Brest. Sie hiess Gabriele, war sehr hübsch, und es dauerte nicht lange, so hatte sie in der Garnison bei Seeleuten und Offizieren ihre Eroberungen gemacht. Sie war keine regelmässige Schönheit, aber sie hatte eine wohlgebildete Gestalt, schöne Augen, einen kleinen Fuss und ein Wesen, dem eine gewisse Keckheit nicht übel anstand: lauter Dinge, die unter jungen Leuten zwischen zwanzig und fünfundzwanzig grossen Anklang finden. Obendrein hiess es von ihr, sie wäre launenhaft wie nicht bald ein Weib, und diesen Ruf konnte ihre Art, Komödie zu spielen, nur bestätigen. Manchmal war sie wahrhaft hinreissend, man hätte sie eine Künstlerin ersten Ranges nennen mögen; am nächsten Tag, im selben Stück erschien sie kalt, ohne Gefühl; leierte ihre Rolle ab, wie ein Kind den Katechismus aufsagt. Was unsre jungen Leute vornehmlich beschäftigte, war folgende Geschichte, die man von ihr erzählte. Sie schien in Paris sehr reich ausgehalten worden zu sein, von einem Senator, der für sie, wie es hiess,

Dummheiten nach Noten beging. Als dieser sich eines Tages bei ihr befand, setzte er seinen Hut auf den Kopf. Sie ersuchte ihn, den Hut abzunehmen, und beklagte sich, dass er es ihr gegenüber an Achtung ermangeln lasse. Der Senator fing an zu lachen, zuckte die Achseln und sagte, indem er sich in einen Lehnstuhl warf und streckte: »Das wäre nicht übel, wenn ich mir's nicht sollte bequem machen dürfen bei einer Person, die ich bezahle!« Eine tüchtige Ohrfeige, ihm von Gabrielens weisser Hand verabreicht, war der augenblickliche Ertrag seiner Antwort: der Hut flog in die andre Ecke des Zimmers. Ein vollständiger Bruch erfolgte. Bankinhaber, Generäle hatten der Dame dann nicht unerhebliche Anträge gemacht; sie aber hatte alle abgewiesen und war zur Bühne gegangen, um, wie sie sagte, unabhängig zu leben.

Kaum hatte sie Roger gesehen und diese Geschichte erfahren, war er auch schon davon überzeugt, dass dieses Weib sein Fall sei, und mit dem etwas ungefügigen Freimut, den man uns Seeleuten zum Vorwurf macht, unternahm er es folgendermassen, ihr durch die Tat zu zeigen, wie sehr ihre Reize es ihm angetan hätten. Er kaufte die schönsten und seltensten Blumen, die er in Brest aufzutreiben imstande war, stellte einen

Strauss zusammen und umwand ihn mit einem schönen rosenfarbnen Band, in der Masche aber brachte er aufs artigste eine Rolle von 25 Dukaten unter: alles, was er gerade sein eigen nannte. Ich erinnere mich, dass ich ihn während eines Zwischenaktes hinter die Kulissen begleitete. Er machte Gabrielen ein ganz kurzes Kompliment über die Anmut, mit der sie sich in ihrem Kostüm bewegte, bot ihr den Strauss an und bat um die Erlaubnis, sie zu besuchen. Alles das war in drei Worten erledigt.

Gabriele, die nur die Blumen und den hübschen jungen Mann sah, der sie ihr darreichte, lächelte ihm zu und begleitete ihr Lächeln mit dem lieblichsten Knix; aber als sie den Strauss in der Hand hielt und das Gewicht des Goldes spürte, wandelte sich der Ausdruck ihres Gesichtes schneller als die Oberfläche des Meeres, wenn sie der erste Stoss eines tropischen Orkans emporhebt; und sie erwies sich auch als kaum minder böse, denn sie schleuderte meinem armen Freund den Strauss samt den Dukaten mit aller Kraft an den Kopf. Er hat die Spuren davon noch mehr als acht Tage lang im Gesicht getragen. Die Klingel des Regisseurs ertönte, Gabriele betrat die Szene und spielte ganz verkehrt.

Roger hatte mit einigermaßen verdriesslicher Miene seinen Strauss und seine Rolle Gold zusammengerafft, begab sich ins Kaffeehaus, schenkte die Blumen, ohne das Geld, der Kassierin und versuchte, ob reichlicher Punschgenuss ihn die Grausame vergessen machen könnte. Es gelang ihm nicht, und trotz dem Verdruss, den er darüber empfand, dass er sich mit seinem blauen Auge nirgend zeigen durfte, verliebte er sich wahnsinnig in die temperamentvolle Gabriele. Er schrieb ihr zwanzig Briefe im Tag, und was für Briefe, unterwürfige, zärtliche, Verehrung atmende Briefe, wie sie einer Prinzessin gegenüber nicht unangebracht sein mögen. Die ersten wurden ihm uneröffnet zurückgeschickt, die folgenden blieben ohne Antwort. Nichtsdestoweniger nährte Roger noch einige Hoffnung, bis wir ihn darauf aufmerksam machten, dass die Frau, die im Theater Pomeranzen feil hielt, ihre Früchte in die Liebesbriefe einhüllte, die ihr Gabriele in erfinderischer Bosheit aushändigte. Das war ein schrecklicher Schlag für den Stolz unsres Freundes. Und doch nahm seine Leidenschaft nicht ab. Er sprach davon, die Schauspielerin um ihre Hand zu bitten, und als man ihm dagegen einwendete, dass der Marineminister dazu niemals

seine Einwilligung geben würde, schwor er, sich zu erschiessen.

Mittlerweile hatte sich folgendes zugetragen. Die Offiziere eines in Brest garnisonierenden Linienregimentes wollten in einem Singspiel von Gabrielen eine Strophe wiederholt haben. Sie, aus blosser Laune, weigerte sich, es zu tun. Beide Teile, die Offiziere und die Schauspielerin, versteiften sich derart, dass die einen durch Zischen das Herablassen des Vorhangs erzwangen, Gabriele aber in Ohnmacht fiel. Das Parterre einer Garnisonstadt: man weiss, was das heisst. Die Offiziere kamen überein, die Missetäterin am nächsten und den folgenden Tagen erbarmungslos auszupfeifen; man beschloss, sie keine einzige Rolle mehr spielen zu lassen, ehe sie nicht mit der zur Sühne ihres Vergehens erforderlichen Zerknirschung öffentlich und förmlich würde Abbitte geleistet haben. Roger war bei jener Aufführung nicht zugegen gewesen; aber er erfuhr noch am selben Abend sowohl von dem Ärger, das das ganze Theater in Aufregung versetzt hatte, als auch von den für den kommenden Tag geplanten Massnahmen zur Vergeltung. Sogleich war er über sein Verhalten mit sich im Reinen.

Als Gabriele am folgenden Abend auftrat, drangen aus den Reihen der Offiziere höhnische Hetz-

rufe und ein ohrenzerreissendes Pfeifen. Roger, der seinen Platz absichtlich unmittelbar neben den Lärmmachern eingenommen hatte, erhob sich und stellte die lautesten Schreier in so verletzenden Ausdrücken zur Rede, dass ihre ganze Entrüstung sich augenblicklich gegen ihn wandte. Er holte kalten Blutes sein Notizbuch aus der Tasche hervor und schrieb die Namen auf, die man ihm von allen Seiten zurief; er hätte es darauf ankommen lassen, sich mit dem ganzen Regiment zu schlagen, wenn nicht ein grosser Teil der Marineoffiziere aus kameradschaftlichem Gefühl sich hineingemischt und die Mehrzahl seiner Widersacher herausgefordert hätte. Es gab einen fürchterlichen Wirrwarr.

Der ganzen Garnison ward auf mehrere Tage der Ausgang untersagt. Aber als man uns die Freiheit wiedergab, hiess es eine schreckliche Rechnung regeln. Unser sechzig waren zur Stelle. Roger allein schlug sich mit drei Offizieren; einen tötete, die beiden andern verwundete er schwer; er selbst trug nicht einmal eine Schramme davon. Ich meinerseits war minder glücklich: ein verwünschter Leutnant, der Fechtlehrer gewesen war, versetzte mir einen derartigen Degenstich in die Brust, dass ich nur mit knapper Not mit dem Leben davonkam. Meiner Treu, es war

ein schönes Schauspiel, dieser Zweikampf, diese Schlacht vielmehr! Die Marine behielt vollständig die Oberhand, und das Infanterieregiment musste Brest verlassen.

Sie können sich leicht vorstellen, dass unsre Vorgesetzten den Urheber des ganzen Skandals nicht vergassen. Vierzehn Tage lang hatte er eine Wache vor der Tür.

Als seine Haft aufgehoben war, ward ich gerade aus dem Spital entlassen und suchte ihn auf. Wer beschreibt meine Überraschung, als ich ihn beim Frühstück Gabrielen gegenüber sitzen fand. Es hatte ganz den Anschein, als wären sie bereits längst in vollkommener Übereinstimmung. Schon dutzten sie einander und tranken aus demselben Glase. Roger stellte mich seiner Geliebten als seinen besten Freund vor und sagte ihr, dass ich in jenem Scharmützel, dessen letzter Grund sie gewesen sei, verwundet worden wäre. Das trug mir einen Kuss des schönen Geschöpfes ein. Das Mädchen hatte entschieden kriegerische Neigungen.

Drei Monate lebten sie miteinander in unge-
trübtem Glück. Sie trennten sich keinen Augenblick. Gabriele schien ihn mit einer an Raserei grenzenden Leidenschaft zu lieben, und Roger

gestand, von der Liebe, eh er Gabriele hätte kennen lernen, keine Ahnung gehabt zu haben.

Eine holländische Fregatte warf Anker im Hafen. Die Offiziere luden uns zu Tisch. Es wurde viel und Wein jeder Gattung getrunken. Da man, als das Tischtuch abgenommen war, nicht recht wusste, was beginnen — die Herren sprachen sehr schlecht französisch —, verfiel man aufs Spiel. Die Holländer hatten offenbar Überfluss an Geld; der erste Leutnant zumal wollte so hoch spielen, dass keiner von uns es mit ihm aufzunehmen sich getraute. Roger, der sonst nicht spielte, glaubte sich in dieser Lage bemüssigt, die Ehre seiner Landsleute zu verteidigen: er nahm das Spiel an und hielt alles, was der Holländer wollte. Er gewann zuerst, dann verlor er. Nach einigen Wechselfällen von Gewinn und Verlust schieden sie ohne Ergebnis. Wir erwiderten die Einladung der holländischen Offiziere. Wieder wurde gespielt. Roger und der Leutnant kamen wieder auf gleich. Kurz, sie trafen mehrere Tage hindurch bald im Kaffeehause, bald an Bord zusammen, versuchten alle Arten von Spielen, besonders das Brett, und erhöhten den Einsatz von Mal zu Mal, also dass sie endlich bei 25 Dukaten angelangt waren. Eine ungeheuerliche Summe das für Offiziere von unsern bescheidenen Mitteln: mehr als

das Gehalt zweier Monate! Nach Verlauf einer Woche hatte Roger sein ganzes Geld verloren und ausserdem 3000 oder 4000 Franken, die er von allen Seiten hatte borgen müssen.

Sie können sich wohl vorstellen, dass Roger und seine Geliebte nachgerade zu gemeinsamer Haushaltung und Kasse übergegangen waren, das heisst, Roger, dem damals gerade ein ansehnlicher Prisenanteil zugefallen war, hatte zum Gemeingute zehner- oder zwanzigmal mehr beigesteuert als die Schauspielerin. Nichtsdestoweniger betrachtete er dieses Gemeingut in erster Linie immer als das Eigentum seiner Geliebten und hatte für seine persönlichen Bedürfnisse nur etwas über 50 Dukaten zurückbehalten. Indessen sah er sich genötigt, zu diesem Notpfennig seine Zuflucht zu nehmen, um das Spiel fortsetzen zu können. Gabriele enthielt sich jeder Bemerkung darüber. Das Haushaltungsgeld wanderte den Weg des Taschengeldes. Bald war Roger bemüsst, seine letzten 25 Dukaten auszuspielen.

Er spannte seine Aufmerksamkeit aufs höchste an; die Partie zog sich in die Länge und gab zu manchem Wortwechsel Anlass. Es kam ein Augenblick, da Roger, den Würfelbecher in der Hand, nur mehr eine Möglichkeit hatte, zu gewinnen: ich glaube, er brauchte sechs und vier.

Es war tief in der Nacht. Ein Offizier, der ihnen lange beim Spiel zugesehen hatte, war endlich im Lehnstuhl eingeschlafen. Der Holländer war müde und erschöpft, hatte auch viel Punsch getrunken. Nur Roger war bei vollem Bewusstsein und nahe daran, zu verzweifeln. Mit einem Schauer warf er die Würfel. Er warf sie so heftig aufs Brett, dass von der Erschütterung ein Leuchter zu Boden fiel. Der Holländer wendete den Kopf zuerst nach der Kerze, die sein neues Bein Kleid mit Wachs betropft hatte, dann erst sah er die Würfel an . . . Sie zeigten sechs und vier . . . Bleich wie der Tod nahm Roger seine 25 Dukaten in Empfang. Sie setzten das Spiel fort. Das Geschick begünstigte meinen armen Freund, obwohl er absichtlich seinen Vorteil übersah und seine Felder auf eine Weise besetzte, wie wenn er verlieren wollte. Der Holländer gab nicht nach, er verdoppelte, verzehnfachte seinen Einsatz: immer verlor er. Ich sehe ihn noch vor mir; er war gross, blond, gleichmütig, sein Gesicht schien aus Wachs geformt zu sein.

Endlich erhob er sich. Er hatte 80000 Franken verloren, und er zahlte sie aus, ohne dass seine Miene die geringste Erregung verraten hätte.

Roger sagte: »Was wir diesen Abend gemacht haben, gilt nicht. Sie haben ja halb geschlafen; ich nehme das Geld nicht an.«

»Sie scherzen wohl«, antwortete der gleichmütige Holländer; »ich habe sehr gut gespielt, aber die Würfel sind gegen mich gewesen. Ich bin davon überzeugt, dass ich Sie immer noch einhole, und wenn ich Ihnen 48¹ vorgebe. Gute Nacht.« Damit ging er.

Am folgenden Tag erfuhren wir, dass er, in seinem Zimmer angelangt, erst eine Bowle Punsch hinabgegossen und sich dann aus Verzweiflung über seinen Verlust erschossen hatte.

Die 80000 Franken, die Roger gewonnen hatte, lagen auf einem Tisch ausgebreitet, und Gabriele betrachtete sie mit einem Lächeln der Befriedigung. »Jetzt sind wir reich genug«, sagte sie, »was sollen wir mit so viel Geld anfangen?«

Roger antwortete nicht. Seit dem Tode des Holländers war er wie vor den Kopf geschlagen.

Gabriele fuhr fort: »Jetzt heisst es übermütig, toll sein! So leicht erworbenes Geld muss man auch leicht ausgeben. Kaufen wir uns einen Wagen und ärgern damit den Hafenkommendanten

¹ »quatre trous« = vier von den zwölf auf einer Seite zu besetzenden Löchern im Brett. (D. Ü.)

samt Gattin. Ich will Diamanten haben, Seidenzeug. Bitt um Urlaub, und gehn wir nach Paris; hier kann man mit so viel Geld gar nicht fertig werden.« Sie hielt inne und betrachtete Roger, der, die Augen an den Boden geheftet, den Kopf auf die Hand gestützt, ihre Worte nicht gehört hatte. Er schien in seinem Hirn die düstersten Gedanken zu wälzen.

»Was hast du denn, Roger?« rief sie und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Mir scheint, du maulst und willst nicht den Mund aufmachen?«

Mit einem unterdrückten Seufzer sagte er endlich: »Ich bin sehr unglücklich«.

»Unglücklich! Gott verzeih mir, du hast etwa gar Gewissensbisse, weil du den dicken Mynheer ausgesackt hast?« Er hob den Kopf und sah sie mit verstörtem Blick an.

»Was liegt daran«, fuhr sie fort, »dass er die Sache tragisch genommen hat und sein bischen Hirn hat draufgehn lassen. Ich kann keinen Spieler bedauern, der verliert. Und sicherlich ist sein Geld bei uns eher am Platz als bei ihm, er hätte es auf Trinken und Rauchen hinausgeworfen, wohingegen wir tausend tolle Streiche aufführen werden, einer nobler als der andre.«

Roger wanderte im Zimmer umher. Er hielt den Kopf auf die Brust gesenkt, und seine halb ge-

geschlossenen Augen standen voll Tränen. Sein Anblick hätte Ihnen Erbarmen eingeflößt.

»Weisst du«, sagte Gabriele, »dass Leute, die deine fabelhafte Feinfühligkeit nicht kannten, fast meinen müssten, du hättest falsch gespielt.«

Er blieb vor ihr stehn. »Und wenn es wahr wäre?« sagte er mit dumpfer Stimme. »Geh«, sagte sie lächelnd, »du bist zum Schwindeln lang nicht schlau genug.«

»Ich habe es doch getan, Gabriele, ja, ich habe ihn wie ein Schuft betrogen.«

Er war so erregt, dass sie leider an der Wahrheit seiner Worte keinen Zweifel mehr hegen konnte. Sie liess sich auf eine Ruhbank nieder und verharrte eine Weile in Schweigen. Endlich sagte sie mit einer Stimme, die ihre Erschütterung verriet: »Lieber hätte ich dich als zehnfachen Mörder vor mir stehn sehen mögen.«

Totenstille folgte diesen Worten. Das Schweigen währte wohl eine halbe Stunde. Sie sassen beide auf dem Sofa und hatten einander nicht ein einziges Mal angesehen. Roger erhob sich zuerst.

»Guten Abend«, sagte er. Seine Stimme -war ganz ruhig.

»Guten Abend«, antwortete sie. Es klang trocken und kalt.

Roger hat mir später gestanden, dass er sich noch an jenem Abend würde getötet haben, hätte er nicht befürchten müssen, die Kameraden würden die Ursache seines Selbstmordes erraten haben. Er wollte nicht, dass sein Andenken befleckt bliebe.

Am folgenden Tage zeigte sich Gabriele heiter wie immer; es schien fast, als hätte sie das Geständnis des Vorabends vergessen. Roger war düster, seltsam, mürrisch geworden. Er verliess kaum sein Zimmer, mied seine Freunde und sprach oft tagelang kein Wort mit seiner Geliebten. Ich schrieb seine Traurigkeit einer achtbaren, aber übertriebenen Feinfühligkeit zu und versuchte mehrere Male, ihn zu trösten, doch er wies mich kurz ab und heuchelte völlige Gleichgültigkeit wegen des Schicksals seines unglücklichen Partners. Eines Tages machte er sogar gegen die Holländer überhaupt einen heftigen Ausfall und behauptete steif und fest, es gäbe in Holland überhaupt keinen anständigen Menschen. Indessen trachtete er heimlicherweise, über die Familie des holländischen Leutnants etwas in Erfahrung zu bringen; aber niemand vermochte ihm die gewünschte Auskunft zu geben.

Sechs Wochen nach jener unglücklichen Brettpartie fand Roger bei Gabrielen ein Briefchen,

darin ein Seekadett ihr für erwiesene Gunst seine Erkenntlichkeit zu bezeigen schien. Gabriele war die Unordnung selbst; sie hatte das Briefchen auf dem Kamin liegen lassen. Ich weiss nicht, ob sie ihm wirklich untreu gewesen war, jedenfalls glaubte es Roger, und seine Wut war grenzenlos. Diese Liebe und ein Rest von Stolz waren die einzigen Gefühle, die ihn noch ans Leben zu fesseln imstande waren, und nun sollte das stärkere von beiden plötzlich auf solche Weise zerstört worden sein! Er überhäufte die hochmütige Schauspielerin mit Beschimpfungen, ja bei seiner Heftigkeit fehlte nicht viel, dass er sie geschlagen hätte.

»Ohne Zweifel«, sagte er, »hat dir der Laffe reichlich Geld gegeben? Geld ist ja die einzige Sache, die du liebst, und du würdest dem schmierigsten Matrosen deine Gunst nicht versagen, wenn er sie dir gut bezahlte.«

»Warum nicht?« antwortete die Schauspielerin kaltblütig. »Ja, ich liesse mich wohl auch von einem Matrosen bezahlen, aber . . . bestehlen würde ich ihn nicht.«

Roger stiess einen Schrei aus. Beugend vor Wut zog er seinen Dolch, eine Weile starrte er Gabriele mit aufgerissenen Augen an, dann sich mit aller Kraft zusammennehmend, warf er ihr die

Waffe vor die Füße und verliess das Gemach, um nicht der schrecklichen Versuchung zu unterliegen, die ihn zu überwältigen drohte.

An diesem Abend ging ich noch sehr spät an dem Hause vorbei, wo er wohnte, und da ich Licht bei ihm sah, trat ich ein. Ich wollte ein Buch von ihm borgen. Ich fand ihn emsig schreibend. Er fuhr auch darin fort, kaum dass er meine Anwesenheit im Zimmer zu bemerken schien. Ich nahm neben seinem Tische Platz und betrachtete seine Züge; sie waren so verstört, dass jeder andre Mühe gehabt hätte, ihn zu erkennen. Da fiel mir auf dem Tisch ein bereits versiegelter Brief ins Auge, der an mich überschrieben war. Ich öffnete ihn allsogleich. Roger teilte mir darin mit, dass er im Begriff stehe, sein Leben zu endigen, und betraute mich mit verschiedenen Aufträgen. Während ich las, schrieb er immer weiter, ohne auf mich acht zu nehmen: er sagte Gabrielen Lebewohl. . . . Sie können sich vorstellen, wie betroffen ich war und was ich ihm, in meiner Bestürzung über seinen Entschluss, sagte: »Was, du willst dich töten? Du, der du so glücklich bist!«

»Mein Freund«, sagte er, indem er den Brief versiegelte, »du weisst nichts. Du kennst mich nicht. Ich bin ein Schuft. Ich bin so verächtlich,

dass mich ein Freudenmädchen beschimpft, und ich fühle so meine Gemeinheit, dass ich nicht die Kraft habe, 'sie zu schlagen.« Nun erzählte er mir die Geschichte der Brettpartie und alles, was Sie schon wissen. Ich war beim Zuhören mindestens ebenso ergriffen wie er selbst; ich wusste nicht, was ich sagen sollte; ich drückte ihm die Hand. Mir standen Tränen in den Augen, aber ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Endlich kam mir der Einfall, ihm einzureden, dass er sich nicht vorwerfen könne, den Untergang des Holländers absichtlich bewirkt zu haben, und dass er im übrigen ja durch seine . . . Schwindelei . . . ihn nicht mehr als 25 Napoleons habe verlieren lassen.

»Also bin ich«, rief er mit bitterm Spott, »ein kleiner Dieb, kein grosser. Ich mit meinem Ehrgeiz! Nichts als ein armseliger kleiner Gauner!« Er lachte auf. Ich brach in Tränen aus.

Da ging die Tür. Eine Frau trat ein und warf sich ihm an die Brust: es war Gabriele. »Verzeih mir«, rief sie, ihn heftig an sich pressend, »verzeih mir. Ich fühle es, nur dich lieb ich. Ich liebe dich jetzt noch mehr, als wenn du das nicht begangen hättest, was du dir vorwirfst. Wenn du willst, stehle ich. Ich habe schon gestohlen — ja, ich habe ge-

stohlen. Ich habe eine goldne Uhr gestohlen. Was kann man ärgeres begehnen?»

Roger schüttelte mit ungläubiger Miene den Kopf, aber seine Stirn schien sich zu erhellen. »Nein, armes Kind«, sagte er und löste sich sanft von ihr, »ich muss mich unbedingt töten. Ich leide zu sehr. Ich kann den Schmerz, den ich fühle, nicht überwinden.«

»Gut, Roger, wenn du sterben willst, so werde ich mit dir sterben. Was ist mir das Leben ohne dich! Ich habe Mut. Ich kann schiessen. Ich werde mich genau so gut wie ein anderer umbringen. Ich habe doch Theater gespielt, ich bin es ja gewohnt.« Als sie begann, hatte sie Tränen in den Augen; dieser Einfall machte sie lachen. Selbst über Rogers Antlitz flog ein Lächeln. Sie klatschte in die Hände. »Du lachst«, rief sie, ihn umarmend, »nein, du wirst dich nicht töten.« Und immer von neuem umarmte sie ihn. Sie lachte bald und weinte wieder, bald fluchte sie wie ein Matrose, denn sie gehörte keineswegs zu den Weibern, die einen derben Ausdruck scheuen.

Mittlerweile hatte ich mich seiner Pistolen und seines Dolches bemächtigt und sagte: »Mein lieber Roger, du hast eine Geliebte und einen Freund, und beide haben dich lieb. Glaube mir,

du darfst noch auf einiges Glück in dieser Welt rechnen.« Ich umarmte ihn und liess ihn mit Gabrielen allein.

Ich glaube, wir wären seinen düstern Entschluss nicht zu hindern, nur zu verzögern imstande gewesen, wenn er nicht vom Ministerium den Befehl erhalten hätte, als erster Leutnant mit einer Fregatte abzusegeln, die in den indischen Gewässern kreuzen sollte, nachdem sie die Blockade der englischen Eskadre würde durchbrochen haben. Die Aufgabe war entschieden ein Wagestück. Ich gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, dass es sich mehr verlohnte, auf ehrenvolle Art durch eine englische Kugel zu sterben, als selbst Hand an sich zu legen, ruhmlos und ohne dem Vaterland zu nützen Er versprach, sich nicht zu töten.

Von jenen 80000 Franken verteilte er die Hälfte unter Matrosen, die als Krüppel verabschiedet waren, und an Witwen und Waisen von Seeleuten. Den Rest gab er Gabrielen, die anfänglich sich verschwor, das Geld nicht anders denn zu guten Werken zu verwenden. Die Arme. Sie hatte ja die beste Absicht, Wort zu halten, aber die Begeisterung verflog bei ihr schnell. Ich habe später erfahren, dass sie einige tausend Franken an

arme Leute austeilte. Von dem übrigen kaufte sie sich Putz.

Wir zwei, Roger und ich, schifften uns auf einer schönen Fregatte ein, der Galathea. Unsre Leute waren tapfer, gut ausgebildet, in trefflicher Zucht. Aber unser Kommandant war ein Tropf, der sich für einen zweiten Jean Bart hielt, weil er noch über einen Fechtlehrer fluchen konnte, sein Französisch verhunzte und niemals die Theorie seines Berufs erlernt hatte, mit dessen Handhabung es bei ihm übrigens auch nicht weit her war. Trotzdem war ihm der Zufall günstig, anfänglich wenigstens. Wir verliessen glücklich die Reede, dank einem Sturm, der das blockierende Geschwader zwang, die offene See aufzusuchen; und wir begannen unser Kreuzen damit, dass wir eine englische Korvette und ein Handelsschiff an der Küste von Portugal in Brand steckten.

Wir schwammen nur langsam den indischen Gewässern zu, gehemmt durch widrige Winde sowohl als durch falsche Manöver unsres Kapitäns, dessen Ungeschicklichkeit die Gefahr unsrer Fahrt erhöhte. Bald der Übermacht weichend, bald Kauffahrteischiffe verfolgend, verging uns kein Tag ohne ein neues Abenteuer.

Aber weder das gefährvolle Leben, das wir führten, noch die Anstrengungen, die seine Tätigkeit als erster Leutnant der Fregatte mit sich brachte, vermochten Roger die düstern Gedanken zu vertreiben, die ihn ohne Unterlass verfolgten. Er, der früher als der tüchtigste, schneidigste Offizier im Hafen gegolten hatte, beschränkte sich jetzt darauf, seine Pflicht zu erfüllen. Sobald sein Dienst getan war, verschloss er sich in seine Kajüte, ohne Bücher, ohne Schreibpapier. Stunden um Stunden brachte er auf seinem Lager zu, aber den Unglückseligen floh der Schlaf.

Ich, der ich seine Niedergeschlagenheit mit ansah, kam eines Tags auf den Einfall, ihm zu sagen: »Mensch, du machst dir wahrlich Sorgen um geringer Dinge willen. Du hast einem dicken Holländer fünfundzwanzig Napoleons herausgezogen, aber Gewissensbisse hast du, als ob es sich um eine Million handelte. Sag mir doch einmal, ob du welche gespürt hast, als du mit der Frau des Präfekten von . . . ein Verhältnis hattest. Und sie war doch wohl mehr als fünfundzwanzig Napoleons wert.« Ohne mir zu antworten, kehrte er mir auf seiner Matratze den Rücken zu.

Ich fuhr fort: »Von allem andern abgesehn, lag deinem Verbrechen, da du es schon so nennen

willst, doch eine achtungswerte Absicht zugrunde, es war aus einem hochherzigen Sinn geboren.«

Er wandte den Kopf und sah mich mit einem ingrimmigen Blick an.

»Gewiss, denn wenn du verloren hättest, was wäre denn aus Gabriele geworden? Das arme Kind hätte sein letztes Hemd für dich verkauft . . . Wenn du verlorst, war sie dem Elend preisgegeben . . . Für sie also, aus Liebe zu ihr hast du betrogen. Es gibt Menschen, die aus Liebe morden, die sich selbst töten. Du, mein teurer Roger, hast mehr getan. Für unser einen gehört mehr Mut dazu, zu . . . stehlen, um es gerade heraus zu sagen, als sich umzubringen.«

Ich mache mich jetzt vielleicht lächerlich, sagte der Kapitän, seine Erzählung unterbrechend. Ich versichere Ihnen, meine Freundschaft zu Roger hat mir in jenem Augenblick eine Beredsamkeit verliehen, die ich heute nicht aufbringe; und der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht, als ich so zu ihm sprach, überzeugt gewesen bin und jedes Wort geglaubt habe, das ich ihm sagte. Ja, ich war eben damals jung!

Roger blieb mir eine Weile die Antwort schuldig. Er reichte mir die Hand. »Lieber Freund«, sagte er, und er tat sich augenscheinlich Gewalt

an, »du hältst mich für besser, als ich bin. Ich bin ein feiger Schuft. Als ich den Holländer betrog, dachte ich an nichts anders, als fünfundzwanzig Napoleons zu gewinnen. Nichts sonst. Ich habe nicht an Gabriele gedacht, und das ist es gerade, warum ich mich verachte . . . Ich! und meine Ehre minder schätzen als fünfundzwanzig Napoleons! . . . Was für eine Gemeinheit! . . . Jawohl, glücklich wäre ich, könnte ich mir sagen: ich habe gestohlen, um Gabriele aus der Not zu befreien Aber nein, nein, ich habe gar nicht an sie gedacht . . . Wo war meine Liebe in jenem Augenblick! . . . Ich war bloss ein Spieler . . . Ich war ein Dieb . . . Ich habe Geld gestohlen, um Geld zu haben. Und diese Handlung hat mich so herabgewürdigt, so schlecht gemacht, dass ich heute weder Mut noch Liebe in mir fühle . . . Ich lebe und ich denke gar nicht mehr an Gabriele . . . Mit mir ist's aus.«

Er machte einen so verzweifelten Eindruck, dass, wenn er von mir Pistolen verlangt hätte, sich zu töten, ich sie ihm, glaube ich, gegeben hätte.

Es war an einem Freitag, einem Unglückstage, als wir eine mächtige englische Fregatte, die »Alkestis«, sichteten, die auf uns Jagd machte. Sie hatte achtundfünfzig Kanonen an Bord, wir nur

achtunddreissig. Wir setzten alle Segel bei, um ihr zu entrinnen, aber sie hatte bessere Fahrt; jeden Augenblick kam sie uns näher; es war gewiss, dass wir noch vor Eintritt der Nacht zu einem ungleichen Gefecht würden gezwungen sein. Der Kapitän berief Roger in seine Kajüte, wo sie eine gute Viertelstunde beratschlagten. Roger kam wieder auf Deck, nahm mich am Arm und zog mich abseits.

»Von jetzt über zwei Stunden«, sagte er, »wird das Treffen beginnen. Der gute Mann, der dort auf dem Achterdeck wie ein Besessener auf und ab rennt, hat den Kopf verloren. Es gab nur zwei Wege: der erste, ehrenvollere, war, den Feind herankommen zu lassen und ihm dann enternd hundert entschlossene Kerls entgegenzuwerfen; der andre ist nicht schlecht, aber eher feig: wir hätten uns zu entlasten, indem wir einige von unsern Kanonen über Bord schickten. Dann könnten wir in allernächster Nähe der afrikanischen Küste hinsegeln, die wir dort backbord schon deutlich erblicken. Der Engländer sähe sich, aus Angst, aufzufahren, genötigt, uns entweichen zu lassen. Aber unser guter Kapitän ist weder ein Feigling noch ein Held: er wird sich aus der Ferne vom Geschütz zum Wrack schiessen lassen und dann nach einer Stunde Gefechtes eh-

renvoll die Flagge streichen. Um so schlimmer für euch: die Pontons von Portsmouth sind euch sicher. Was mich betrifft, ich verzichte auf das Vergnügen, sie kennen zu lernen.«

»Vielleicht«, meinte ich »fügen unsre ersten Schüsse dem Gegner genügend Schaden zu, dass er die Verfolgung aufgibt.«

»Hör an, ich will mich nicht gefangen nehmen, ich will mich töten lassen. Es ist an der Zeit, dass ich ein Ende mache. Wenn ich unglückseligerweise nur verwundet werden sollte, gib mir dein Ehrenwort, dass du mich über Bord wirfst. Das Meer ist das Bett, in dem ein braver Seemann, der ich war, sterben soll.«

»Du rasest!« rief ich. »Was für eine Aufgabe mutest du mir zu!«

»Du wirst die Pflicht eines guten Freundes erfüllen. Du weißt, dass ich sterben muss. Ich habe darein gewilligt, mich nicht zu töten, einzig und allein in der Hoffnung, dass ich den Tod anders finden würde. Du wirst dich wohl erinnern. Versprich mir das also. Wenn du mir's verweigerst, werde ich den Dienst vom Bootsmann dort verlangen, er wird mir ihn nicht versagen.«

Ich überlegte eine Weile. Dann sagte ich: »Ich gebe dir mein Ehrenwort, dass ich ausführen werde, was du verlangst, aber nur für den Fall, als

du auf den Tod und hoffnungslos verwundet sein solltest. Für diesen Fall willige ich darein, dir die Schmerzen zu ersparen.«

»Ich werde auf den Tod verwundet oder ich werde getötet werden.« Er reichte mir die Hand. Ich drückte sie heftig. Von da an war er ruhiger, ja eine Art von kriegerischer Lust erhellte sein Gesicht.

Gegen drei Uhr nachmittag begannen die Jagdstücke des Feindes in unser Takelwerk zu feuern. Wir geiten dann einen Teil der Segel; wir boten der Alkestis die Breitseite und eröffneten ein Schnellfeuer, das die Engländer kräftig erwiderten. Als das Gefecht ungefähr eine Stunde gedauert hatte, wollte der Kapitän, der nichts zu gehöriger Zeit unternahm, das Entern versuchen. Aber wir zählten bereits viele Tote und Verwundete, und der Rest der Mannschaft hatte an Kampfesfreudigkeit eingebüsst; endlich hatte die Takelage sehr gelitten, und unsre Masten waren stark beschädigt. Im Augenblick, da wir unsre Segel entfalteten, um uns dem Engländer zu nähern, stürzte unser Hauptmast, der schon gar keinen Halt mehr hatte, mit einem schrecklichen Gekrach ein. Die Alkestis benützte die Verwirrung, die uns dieser Fall für den Moment bereitet hatte. Dicht unter unserm Heck gab sie uns auf

halbe Pistolenschussweite ihre volle Breitseite. Die Ladung ging unsrer armen Fregatte durch und durch. Sie hatte auf diesem Punkt nichts entgegenzustellen als zwei kleine Kanonen.

In diesem Augenblick befand ich mich neben Roger, der damit beschäftigt war, die Taue, die den gestürzten Mast noch hielten, kappen zu lassen. Ich spüre, wie er mir mit Gewalt den Arm presst; ich wende mich und sehe ihn auf die Planken geschmettert und über und über mit Blut bedeckt. Er hatte eine Kartätschenladung in den Leib bekommen.

Der Kapitän rannte zu ihm. »Was jetzt, Leutnant?« schrie er. »Die Flagge an diesen Maststumpf nageln und sinken.«

Der Kapitän verliess ihn allsogleich. Der Rat war wenig nach seinem Geschmack.

»Auf, sagte Roger, »erinnere dich deines Versprechens.«

»Es ist nichts«, sagte ich, »du kannst davonkommen.«

»Wirf mich über Bord«, rief er unter grässlichen Verwünschungen und packte mich am Rockschoß. »Du siehst wohl, dass ich das nicht überstehen kann; wirf mich ins Meer, ich will ihn unsre Flagge nicht streichen sehn.«

Zwei Matrosen näherten sich ihm, um ihn in den Schiffsraum zu tragen. »An die Geschütze, Schurken!« brüllte er sie an, »schießt mit Kartätschen und zielt aufs Verdeck. Und du, wenn du dein Wort brichst, sollst du verflucht sein, und es soll keinen gemeinern und feigern Menschen auf Erden geben«.

Seine Wunde war unzweifelhaft tödlich. Ich sah, wie der Kapitän einen Seekadetten berief und ihm befahl, unsre Flagge zu streichen.

»Gib mir noch einmal die Hand«, sagte ich Roger. Und in dem Augenblick, da unsre Flagge sank — — — — —

Ein Fähnrich stürzte auf uns zu und unterbrach ihn: »Kapitän, ein Wal, auf Backbord!«

»Ein Wal«, rief der Kapitän, ausser sich vor Freude, und mitten im Satz: »Rasch, rasch, die Schaluppe los, die Jolle, alle Schaluppen los! Harpunen, Taue! usw. usw.!«

Ich habe nicht erfahren, wie der arme Leutnant Roger gestorben ist.